

## **Zur subjektiven Seite der gesellschaftlichen Integrationsanforderungen (benachteiligter) junger Menschen**

### **Sozialisationsbedingungen und berufliche Integrationsanforderungen**

Im Prozess der Diskussion um „Fördern und Fordern“ in Aufgabenfeldern der Jugendberufshilfe prallen immer wieder die unterschiedlichen Anforderungsebenen von Sozialer Arbeit und Sozialpolitik aufeinander. Das ist kein Wunder, denn es handelt sich im Hintergrund um ein strukturelles Problem, bei dem soziale Problemstellungen mit politisch definierten ökonomischen Krisen zusammen treffen.

Die Sozialpolitik agiert als gesellschaftliches Korrektiv gegen ungleiche Lebens- oder auch Arbeitsbedingungen, indem ein individueller Beitrag zur sozialen Sicherung erwartet wird. In diesem Prozess stehen in der Regel Gruppen von Betroffenen im Vordergrund, wobei individuelle Interessen den übergeordneten Gruppeninteressen unterstellt werden. In der Sozialen Arbeit steht das (Sozial-) Pädagogische im Zentrum, das an der Persönlichkeit für die Konfigurierung individuell begründbare Maßnahmen ansetzt.

Die differenten Herangehensweisen von Sozialer Arbeit und Sozialpolitik zeitigen durchaus heterogene Zielsetzungen. Der massenhafte Freisetzungprozess von Erwerbstätigen oder auch die Einmündungsprobleme von Jugendlichen liegen in den weitaus häufigsten Fällen nicht an der Unfähigkeit der Individuen, sondern an den arbeitsmarktbedingenden Folgen der Globalisierung. Insofern können aktuell sozialpolitisch inspirierte Ansätze des „Förderns und Forderns“ von den Betroffenen durchaus als zynisch interpretiert werden. Denn aus der Sicht des Subjekts werden ökonomische Gründe in ihren Auswirkungen individualisiert. Plastisch formuliert: Aus Opfern werden Täter gemacht. Die Verkehrung kann bei Individuen zu Kränkungen oder Verletzungen führen, die wiederum ein eher sozialpädagogisch ausformuliertes „Fördern und Fordern“ bedingen.

Mit den bisherigen Ausführungen ist die subjektive Seite, sprich die individuellen Folgen und Konsequenzen zur gesellschaftlichen – damit auch der beruflichen – Integration von jungen Menschen in einem Bedingungsfeld kurz umrissen. Nun gilt

es, den gesellschaftlichen Wandel der Sozialisationsinstanz Erwerbsarbeit, von Sozialisation überhaupt und deren Konsequenzen insbesondere der vergangenen drei Jahrzehnte mit den Anforderungen an daraus resultierende Sozialisationsprozesse für Jugendliche darzulegen. Dabei wird im Prozess meiner Argumentation deutlich, dass aktuellen Problemstellungen mit gestrigen Gedanken begegnet wird, aber auch, dass aus wissenschaftlicher Sicht begründbare Änderungen nicht einfach in das Alltagsbewusstsein der Menschen einfließen. Ganz im Gegenteil: Aufgrund von Versäulungsprozessen des Wissens – ebenfalls als Folge der Globalisierung – sind Menschen immer weniger in der Lage ihnen eher ferne Wissensbestände tatsächlich beurteilen zu können.

Mit einer These gebe ich die Blickrichtung für meine weiteren Darlegungen:

*Die gesellschaftliche Sozialisationsinstanz Erwerbsarbeit fällt auseinander. Dennoch wird an ihr in Wirtschaft und Politik festgehalten, wodurch dysfunktionale Effekte (nicht nur) in der Arbeitswelt von dramatischen Ausmaßen hervorgerufen werden. Gerade Jugendliche erleben und begreifen dies unbewusst oder bewusst, so dass sie sich immer mehr von dem, was tradiert als „Gesellschaft mit ihren Normen und Werten“ verstanden wird, entfernen.*

Zur Annäherung an den Gehalt dieser These ergibt sich die weitere Auffächerung des Inhalts in folgende Teilbereiche:

- Sozialisation
- Sozialisationsinstanz Erwerbsarbeit,
- Sozialisationsbedingungen für Jugendliche,
- Sozialisation und berufliche Integration,
- Konsequenzen für die Jugendberufshilfe.

## Sozialisation

Sozialisation hat in den letzten rund 30 Jahren einen Gestaltwandel erfahren. War sie bis dahin über die Verinnerlichung der Werte der Bezugsgesellschaft zu fassen, so umschließt sie heute aufgrund recht schneller Wandlungsprozesse einen lebenslangen Enkulturationsprozess, bei dem dem Individuum eine aktive Rolle zukommt.

Nach diesem Verständnis wird von einer produktiven Auseinandersetzung mit den sozialen und materiellen Lebensbedingungen, die im Spannungsfeld von innerer und äußerer Realität anzusiedeln sind, ausgegangen. Die Behauptung von Subjektivität und Individualität in gesellschaftlichen Zusammenhängen erfordert vom Individuum eine aktive Selektion (s.a. Mansel/Hurrelmann 2003; Butterwegge et al 2003; Hurrelmann 2004). Der Schonraum Jugend, der so etwas wie ein Leben auf Probe, einen Experimentierstatus ohne sehr weit reichende Verantwortung umschloss, wandelte sich aufgrund ändernder ökonomischer Verhältnisse zu einer Lebensphase, die dem „alten“ Verständnis von Erwachsenenwelt ähnlicher wurde. Jugendliche sind nach einer hurrelmannschen These gar zu Vorreitern einer modernen Lebensführung, die auf ökonomischen, kulturellen, sozialen und ökologischen Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft jeweils eine spontane und intuitive Antwort geben, geworden. In vielen Lebensbereichen erlangen Jugendliche Autonomie und Eigenverantwortlichkeit, was für den Erwachsenenstatus als charakteristisch anzusehen ist. Jugend ist somit nicht nur eine Statusphase, sondern eine Abfolge einzelner Statuspassagen, die eigene soziale und zeitliche Muster aufzeigen. Die daraus resultierenden unterschiedlichen Anforderungen an die Jugendlichen rufen Spannungen und Widersprüche hervor (s. Hurrelmann 2004, 8f).

Die klassische Zuweisung Jugendlicher als „werdende gesellschaftliche Mitglieder“ ist immer weniger zutreffend. Den Umkehrschluss daraus zu ziehen, dass Jugendliche demnach wie Erwachsene „alter Prägung“ und damit „fertige“ gesellschaftliche Mitglieder seien, ist ebenfalls falsch, denn Jugendliche sind – wie dargelegt - in ihrer Aufnahme der „Welt“ so etwas wie Trendsetter für Erwachsene. Sozialisation umschließt einen lebenslänglichen Prozess und ist nicht mit dem Eintritt in einen Erwachsenenstatus abgeschlossen. Das Wissen und Handeln der Eltern wird

in dieser Form der Aneignung latent bis völlig entwertet, denn ihre „alten“ Wissensbestände haben oft keine aktuelle Realitätshaltigkeit mehr, weil die Welt gegenüber noch vor 50 Jahren extrem schnell voranschreitet. Als Beispiel sei der Siegeszug des PCs und anderer audio-visueller Medien herangezogen. In der Berufswelt ist es ebenso. Reichte noch eine Ausbildung mit einem dazugehörigen Beruf oft für ein komplettes Erwerbsleben, so wird heute von lebenslangem Lernen und Patchwork-Berufsbiographien ausgegangen.

An Stelle der Traditionen stehen weitgehend auszuhandelnde Prozesse. Einerseits bedeutet dies Freiheit für die Individuen, weil die Fesseln vergangener Werte- und Moralvorstellungen entfallen sind, doch andererseits sind an ihre Stelle optionale Entscheidungen getreten, bei deren Realisierung bereits der Verlust der nicht gewählten Optionen feststeht. Das, was im Moment der Entscheidung als Freiheit erscheint, wird im nächsten Moment durch Unfreiheit gerahmt, weil sich neue Zwänge aufgrund der Entscheidungslogik ergeben. Auch verschwindet das gesellschaftlich Gemeinsame auf diese Weise obendrein in Parallelwelten, denn die Schnittmenge gemeinsamer Erfahrungen reduziert sich weitgehend auf den Prozess der individuellen Entscheidung und nicht dessen gesellschaftlichen Inhaltsbestandteil.

Das Aushandeln von Entscheidungen, die ohnehin sehr subjektiv geprägt sind, löst weitgehend traditionelle Vorgaben ab. Der typische New Yorker Alltagslogan des „anything goes“ gewinnt die Oberhand (s. Finkeldey 2002, 53). Beck schreibt schon 1986 von einem „innerfamiliären Individualisierungsprozess“, in dem aufkündbare und verhandelbare Primärbeziehungen die Oberhand gewonnen hätten: Alles, was in das Familiensystem von außen hineinschlägt (Arbeitsmarkt, Beschäftigungssystem usw.), werde ins Persönliche verdreht und verkürzt (s. Beck 1986, 192f). Die Grenzen oder die Unfreiheit dieser Form gesellschaftlicher Aneignung sind selten ein gesellschaftliches Thema. In privaten Umbruch- oder Krisensituationen sind sie jedoch virulent.

Vor diesem Hintergrund gibt es im alltäglichen Sein keine durchgängig vergleichbare Alltagskultur im Sinne eines allgemein anzustrebenden Orientierungsrahmens mehr und auch die so genannte Hochkultur, die von Goethe, den Humboldts und vielen

anderen geprägt ist, bröseln, so dass in dieser Hinsicht keine normative Leitfunktion mehr existiert. Das Abarbeiten und darüber bedingte „Einjustieren“ in Gesellschaft durch die Jugendlichen an und mit ihren Eltern, an kulturellen Werten, also auch der Vorfahren wandelt sich zu einem nahezu geschichtslosen „Was mir gefällt.“ (s. Finkeldey, 2002, 53) Für Jugendliche gibt es keinen Grund mehr, formalisierte Verhaltensstile zu adaptieren, der Mix von Szene- und Popkulturorientierung wird zum standardisierten Normalmodell. Die Kluft zwischen den Mentalitäten der Bildungs- und Erziehungsinstanzen wird dadurch immer größer (s. Ziehe 2000,5).

### Sozialisationsinstanz Erwerbsarbeit

Wenn die Erwerbsarbeit der Schlüssel zu gesellschaftlicher Teilhabe ist, weil sie deren materielle Basis bildet, dann sind Phasen der Massenarbeitslosigkeit kontraproduktiv. Über PISA wird explizit formuliert, dass bereits Kindergarten, Grundschule und alle weiterführenden Schulen auf Erwerbsarbeit vorbereiten. Der Slogan „Wenn die Wirtschaft läuft, können wir uns das Soziale leisten“ ist dann auch nicht mehr fern. Diese enge Verknüpfung bedeutet, dass der Erzeugung von Bildung, Gütern, Waren und Dienstleistungen ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als dem menschlichen Sein. Der Mensch hat sich den Bedingungen der Erwerbssphäre anzupassen. Diese Anpassung fällt Individuen in Erwerbsgesellschaften dann besonders schwer, wenn eine Leistung keine Gegenleistung erbringt, weil das vermeintlich selbstverständliche Äquivalent fehlt. Die fast zwangsläufige Verknüpfung von „mit unterschiedlicher Bildung zu verschiedener Erwerbsarbeit“, wie sie im Westen Deutschlands der 50er bis Anfang 70er gelebt wurde und sich im Bewusstsein vieler Individuen bis in das 21. Jahrhundert hält, ist heute bei jungen Menschen kaum noch verankert. Zwar ist für viele nach wie vor deutlich, dass höhere Qualifikationen auch eher einen Arbeitsplatz zur Folge haben, doch steht das „eher“ im Zentrum, denn eine Garantie gibt es nicht. Insofern steht die Frage „Was macht die Arbeit mit mir?“ vor der Frage „Wie sichere ich meinen Lebensunterhalt?“

Zukunft ist insbesondere bei benachteiligten Jugendlichen auf eine schmale Zeitspanne geschrumpft, denn: „Was interessiert mich ‚übermorgen‘, wenn ich noch nicht einmal ‚morgen‘ kenne.“

Die Zukunftsvorstellung von Jugendlichen hängt folglich nicht nur allein mit dem Konstruieren der eigenen Biographie zusammen, sondern wird in ihrer Herausbildung sehr stark durch soziale und kulturelle Milieus (vorher-) bestimmt. Die Anforderung an eine persönliche Selbstorganisation hat ihre erstmalige Fundierung in den Herkunftsmilieus.

Eine bisher noch in den Kinderschuhen steckende Forschungsrichtung befasst sich mit der Bedeutung von Erwerbsarbeit im Lebensverlauf bei heutigen Jugendlichen. Während bei erwerbsarbeitsorientierten älteren ArbeitnehmerInnen sozialpsychologisch Erwerbslosigkeit den gesamten psychophysischen Haushalt beeinträchtigt, so ist für viele Jugendliche aus ihrer Umgebungserfahrung heraus Erwerbslosigkeit inzwischen „normal“, also bereits sozial vererbt. Sie haben Vorbilder in ihren Familien oder ihrer direkten Umgebung, denen es ohne Erwerbsarbeit „gut“ geht, haben damit umgehen gelernt und eine andere Realität zu Erwerbsarbeit für sich daraus abgeleitet. Für sie ist Erwerbsarbeit – im Gegensatz zu erwerbssozialisierten Menschen, bei denen eine Identitätsfindung über Erwerbsarbeit vorliegt - in ihrer alltäglichen Lebensbewältigung bedrohend.

Jede Diskussion um diese Personengruppe führt sehr schnell an die Wurzeln der Erwerbsgesellschaft und spaltet die „Gemüter“. Über die offizielle Politik aller bisherigen Bundesregierungen und wohl auch im Bewusstsein weiter Teile der Bevölkerung wird Erwerbsarbeit als „Normalität“ betrachtet. Insofern kann nicht sein, was nicht sein darf, nämlich eine Alimentierung von potenziell erwerbsfähigen Menschen, die eigentlich zum Fortbestand des Gemeinwesens arbeiten sollten, aber es nicht wollten. Das ist eine Erklärung für Sanktionen im SGB II. Aber - wie schon ansatzweise formuliert – brauchen wir derzeit wirtschaftlich gar nicht so viele Arbeitslose als Arbeitskräfte, doch nach der Gesetzeslogik benötigen wir sie. Subjektiv begreifen viele Menschen diesen Zwiespalt – nur: Sie gehen äußerst heterogen damit um. Verhaltensweisen zwischen „Ich will Arbeit, sonst werde ich verrückt“ bis „Mal sehen, wie ich die austricksen kann“, sind alltägliche Lebensrealität. Wie gesagt: Diese Einstellungen finden in der subjektiven Realität eine Rechtfertigung, die kaum noch in die bröckelnde gesellschaftliche Konstruktion einer gemeinsamen Realität münden kann.

### Sozialisationsbedingungen für Jugendliche

Eine „Sozialmachung“ von Jugendlichen zur gesellschaftlichen Integration reicht also nicht mehr hin, weil die subjektive Seite bei der Erschließung der „Welt“ zentral ist. In diesem Gedanken steckt gleichsam ein Paradigmenwechsel, denn Jugendliche sind damit kein „Objekt“ der älteren Generationen, denen es letztlich nachzueifern gilt, sondern ihnen wird gleichsam eine Veränderung der „Welt“ in einem wesentlich breiteren Rahmen als „Subjekt“ eingeräumt. Der „Preis“ ist die Notwendigkeit, die eigene Umwelt mehr subjektiv zu konstruieren und damit insgesamt geschichtsloser zu agieren. In diesen Prozess der Aneignung konnten sich Ältere anders einleben, weil sie von einem traditionalistischeren Weltbild in ein auszuhandelndes hineinwuchsen. Schon recht geringe Altersunterschiede können in der subjektiven Phase der Erschließung der Welt bereits deutliche Unterschiede für eine Interpretation ausmachen.

Der Zeitschiene kommt neben oder mit dem Milieuspezifischem bei der Betrachtung von Sozialisation eine bisher unterschätzte Rolle zu. Hier liegt auch ein Grund für die Rückwartsgewandtheit der aktuellen Sozialpolitik aller im Bundestag vertretenen Parteien. Die Generation der 50-60-jährigen PolitikerInnen denkt eher in einer Kategorie tradierter und in gewisser Hinsicht klassisch solidarischer Gesellschaft mit einer Ökonomie nationaler Prägung.

Die mögliche Regulierungsfunktion der Staaten ist jedoch gegenüber der Hyperbeschleunigung von Technik und Ökonomie zurück gefallen. Staatliche Politik wirkt gar zum Teil anachronistisch und erodiert deshalb zusehends (s. Rosa 1999, 403). Für jüngere Menschen ist qua eigenen Erlebens „nur“ die aktuelle Situation bewusst oder unbewusst Teil ihres selbst erworbenen Bildes von Gesellschaft. Die „alte“ gesellschaftliche Formiertheit fehlt oder wird rückblickend als gestrig oder überholt und nicht als Bestandteil des eigenen Erlebens betrachtet. Dieser andere Schlüssel für Interpretation ist wiederum den älteren Generationen offenbar kaum bekannt, noch weniger eine Messlatte.

Diese zeitlich unterschiedlich kodierten Interpretation zwischen – aber auch innerhalb – der Generationen findet sich als Grundmuster in vielen Bereichen von Sozialisation wieder:

- im Verständnis von Erwerbsarbeit,
- in den Werten und Normen der alltäglichen Lebensgestaltung,
- bei den Bildungsvoraussetzungen
- in der Berufseinmündung usw.

Die Folge ist, dass gesellschaftlich gewünschte Korrekturen – wer sie auch immer bestimmen mag – nicht mehr einfach abgerufen werden können, sondern erst neu sozialisiert werden müssen. Aus dem bisher Dargelegten ergibt sich zudem, dass die Sozialisationsbedingungen selbst einer Generation keineswegs vergleichbar sind. Insofern müssen bei der Betrachtung der „subjektiven Seite der Sozialisationsbedingungen von Jugendlichen“ aus soziologischer Sicht zumindest weitere drei wesentliche Kategorien zur Interpretation herangezogen werden:

1. Lebenslage,
2. Kapitalien und
3. Lebensbelastung und Bewältigungskompetenz.

#### 1. Lebenslage

Durch elterliche Armut treten bei Kindern und Jugendliche erschwerte Bedingungen im Prozess des Heranwachsens auf. Eine in objektiver und subjektiver Hinsicht sehr gute Annäherung an differente Bedingungen lässt sich mit dem Lebenslageansatz aufzeigen. In einer Studie, die der Bundesverband der Arbeiterwohlfahrt (AWO) in Auftrag gab, werden die Dimensionen von Armut für Kinder und Jugendliche aufgegliedert (s. Hock et al 2000).

Die AutorInnen untersuchen die materielle Situation des Haushalts und beziehen die anderen Dimensionen des Lebenslageansatzes (die Ursprungskonzepte stammen bereits aus den 70er Jahren – z.B. von Ingeborg Nahnsen) auf das Kind. Berücksichtigung finden dabei die materielle, kulturelle und soziale Versorgung sowie die physische und psychische Lage (s. Hock et al 2000, 19ff). Zusammenfassend

arbeiten Hock et al heraus, dass durch Unterversorgungen in einzelnen Bereichen die erwähnten „erschwertten Bedingungen“ für Kinder aus Armutsmilieus die Folge seien. So fallen Schul- und Berufsabschlüsse im Vergleich zu Gleichaltrigen schlechter aus, sie stehen unter erhöhtem Konsumdruck, sie versuchen Ausgrenzungs- und Mangelserfahrungen zu verheimlichen, ziehen sich eher zurück oder versuchen sich offensiv die verweigerter Anerkennung zu verschaffen (s. Hock et al 2000, XII).

## 2. Kapitalien

Unterschiedliche Milieus führen bei Individuen zu anderen Kompetenzweitergaben. Bourdieu spricht von „sozialer Vererbung“. Wissen, Sprache und Umgangsformen werden im Prozess der Sozialisation angeeignet, auf vielfältige Weise mit der Person in ihrer Einzigartigkeit verwoben und im Verborgenen weiter gegeben. Diese wird dann als legitime Fähigkeit oder Autorität gesehen, ohne dabei zu reflektieren wie sie erworben wurde. Vor diesem Hintergrund sind bereits frühkindliche und kindliche Verhaltens- und Lernmilieus von herausragender Bedeutung. Sie sind eine sehr zentrale Basis für eine spätere Zuteilung von Chancen. Im Rahmen von kulturellem Kapital kommt insbesondere dem eben kurz dargelegten „inkorporierten Kapital“ eine wichtige – im Verborgenen wirkende - Rolle zu (Bourdieu 2001, 114f).

Objektiviertes Kulturkapital, das materiell übertragen werden kann (Gemälde, Instrumente usw.) oder auch institutionalisiertes Kulturkapital (selbst erworbene akademische Titel usw.) ergeben sich in weiten Teilen aus dem Bedingungsgefüge des inkorporierten kulturellen Kapitals (s. Bourdieu 2001, 117ff).

Die Virulenz des inkorporierten Kapitals wird dann besonders bedeutsam, wenn obendrein gemeinsame gesellschaftliche Orientierungspunkte im Sinne tradierter (bezugs-) gesellschaftlicher Verhältnisse bröseln oder fehlen und aus der Sozialisation resultierende Benachteiligungen in Kindergarten und anderen Teilen der Kinder- und Jugendhilfe, Schule sowie Ausbildung nicht angegangen werden. Wahrscheinlich liegen auch hier wieder gravierende Unterschiede in den Wahrnehmungen, den Interpretationen und den möglichen Entwicklungsperspektiven zwischen den heute älteren und gleichzeitig zwischen den jüngeren Generationen. Denn es haben sich – wie schon erläutert - sowohl die gesellschaftlichen

Rahmenbedingungen als auch in der Folge die Wahrnehmungsweisen hin zu einer Enttraditionalisierung gewandelt. Paradox mag in diesem Zusammenhang anmuten, dass heute von den gesellschaftlichen Opinionleadern das Gemeinsame eingefordert wird, während zur Bewältigung des alltäglichen Lebens oft genau das Gegenteil auf der individuellen Tagesordnung steht. Vereinfacht formuliert: Die „68er“ hatten gesellschaftliche Utopien, in deren Folge sie die bürgerlichen Freiheiten neu interpretierten, die Bildungslandschaft und das Soziale umkrempten. Heute bildet ein individuelles „Anything goes“ in einer ich-bezüglichen Anhäufung von Menschen den Kern einer auf Aushandeln gepolten Gesellschaft. Die Aushandlungspositionen der Menschen folgen dabei sehr unterschiedlichen Gewichtungen.

### 3. Lebensbelastung und Bewältigungskompetenz

Kaum vergleichbare Sozialisationsbedingungen müssen jedoch nicht zwangsläufig im Sinne einer biologisch oder sozial vererbten Kopie von den folgenden Generationen weitergelebt werden.

Mit dieser Blickrichtung befasst sich die Resilienzforschung. An Resilienz sind zwei Bedingungen geknüpft: signifikante Bedrohungen in der kindlichen Entwicklung und die Bewältigung der belastenden Lebensumstände (z.B. positive, gesunde Entwicklung trotz hohem Risikostatus, wie z.B. chronische Armut, elterliche Psychopathologie) (s. Wustmann 2005, 192f). Nach dem Verständnis von Wustmann ist Resilienz kein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal, sondern umfasst Fähigkeiten, die im Verlauf der Kind-Umwelt-Interaktion erworben werden. Allerdings könne daraus keine stabile Immunität gegenüber negativen Lebensereignissen und psychischen Störungen geschlossen werden, so könnten sich sowohl neue Vulnerabilitäten als auch Ressourcen herausbilden (s. Wustmann 2005, 194). Resilienz ist nach dem heutigen Stand noch nicht ausreichend erforscht. Klar ist, dass Schutzfaktoren temporär sein können, nicht auf alle Lebensereignisse zutreffen und vor allem das soziale Umfeld eine große Bedeutung hat. Eine mögliche Präventions- oder Interventionsarbeit sollte an der Verminderung von Risikoeinflüssen (Stressoren), Änderung kognitiver Bewertungsprozesse, Erhöhung sozialer Ressourcen im Sinne der Schaffung oder Ausweitung sozialer Infrastruktur, Steigerung von Kompetenzen und Verbesserung interpersoneller Prozesse anknüpfen (s. Wustmann, 203f).

Auch die Forschungen zur beruflichen Integration von Jugendlichen weisen hinsichtlich von Bewertungsprozessen, sozialer Ressourcen und Kompetenzen noch große Lücken auf. Ebenso gibt es nach wie vor keine allgemein akzeptierten Konzepte, wie das aktuelle Sein insbesondere benachteiligter Jugendlicher mit der existenten betrieblichen Wirklichkeit ihrer Akteure in Einklang zu bringen ist.

### Sozialisation und berufliche Integration

Aufgrund weiter Teile von Selbst-Sozialisation beziehen (benachteiligte) Jugendliche sich immer weniger auf die Erwerbsarbeit, sondern die Erwerbsarbeit auf sich. Eine zunehmende Subjektivierung des Arbeitsprozesses ist die Folge. Sie wollen im Verständnis einer sinnhaft-subjektiv bezogenen Arbeitsorientierung ihre Identität nicht „an der Garderobe“ abgeben. Die Erwerbsarbeit bildet für sie eine der zentralen lebensweltbezogenen Teilidentitäten (s. Straus/Höfer 1998, 15; Finkeldey 2002, 103).

Für viele Jugendliche zählen in der Folge persönliche Entwicklungswünsche höher als beruflicher Kompetenzerwerb. Wenn von ihnen jedoch beide Seiten in einem möglichen Erwerbsprozess zusammen gebracht werden, kann durchaus eine gelingende berufliche Integration eintreten.

Im Vergleich zu Facharbeitern liegt bei Auszubildenden die subjektiv-sinnhafte Dimension der Arbeit deutlich über der der Facharbeiter. Vom Sofi (Göttingen) befragte junge Facharbeiter weisen keine ausgeprägte soziale Zuordnung zu berufs- und statusbezogenen Tätigkeiten auf, sondern sind eher in altershomogenen Wohnorts- oder Peergroups zu finden. Arbeit spielt in ihrem auf Dauer angelegten berufsbiographischen Konzept dennoch eine bedeutende Rolle. Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn die Entwicklungsmöglichkeiten im Betrieb als unzureichend empfunden werden. Das massive Bedürfnis nach Entwicklung beruht vermutlich auf sozialisatorischen Voraussetzungen (Kupka 1998, 22f). Wenn also Betriebe in der Lage sind, insbesondere jungen Menschen persönliche Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten, dann wird es einerseits genügend geben, die

arbeiten wollen und andererseits entstünde für die, die „draußen“ sind, eine Motivation sich mit ihrer Bedürfnisstruktur auf Erwerbsarbeit einzulassen.

Der „alte“ Vertrag zwischen Unternehmen und Jugendlichen „Arbeitsplatzsicherheit“ gegen „Loyalität“ existiert kaum mehr. Die Unternehmen sehen ihre Marktsituation im Zentrum und prüfen daher aus ihrer Logik heraus „nur“ die Beschäftigungsfähigkeit potenzieller MitarbeiterInnen, obwohl nach wie vor unklar ist, welche Methoden und Tests dazu überhaupt geeignet sind.

Wenn Unternehmen flexibel auf Jugendliche zugehen, nicht nur die Beschäftigungsfähigkeit in ihrem Betrieb als Maxime hervorheben, sondern die allgemeine Arbeitsmarktfähigkeit ihrer Beschäftigten fördern, dann hätten sie wieder mehr junge motivierte MitarbeiterInnen. Die jungen Menschen wären motiviert, weil sie wüssten, dass sie auch woanders Chancen realisieren und vor allem auch ihr eigenes Fortkommen betreiben könnten. Ein „neuer“ Vertrag könnte auf diese Weise geschlossen werden, von dem beide Seiten profitierten. Andernfalls bräuchte der „alte“ Vertrag den Zusatz: Suche persönliche Stabilität und hohes Wissen, biete Diskontinuität und erwarte Flexibilität (s. FH Solothurn 2004).

### Konsequenzen für die Jugendberufshilfe

Sicherlich bräuchte auch die Schule einen Paradigmenwechsel, denn Jugendliche trauen ihr immer weniger zu, sie auf die Arbeitswelt vorzubereiten. Die Schule zweifelt auf der anderen Seite zunehmend mehr an der Lernfähigkeit der ihr anvertrauten jungen Menschen. Die wankende Beschäftigungsinstanz „Wirtschaft“ benennt auch keine verbindlichen Mindesterwartungen oder Basiskompetenzen (vgl. Winkler 2005, 14). Die Behauptung von Defiziten bei SchülerInnen nach dem Verlassen der Schule mit der Folge „Ausbildungsunfähigkeit“ ist genauso populär wie einfach. Anstatt sich diesem Dilemma zu widmen, schlagen die Betroffenen munter aufeinander ein.

Ich habe verdeutlicht, dass Jugendliche heute im Prozess der Sozialisation viel mehr aktive Anteile aufweisen (müssen) als noch vor 20 oder 30 Jahren. Sie haben folglich

Kompetenzen entwickelt, die zeigen, dass sie Lernpotenzial haben. Dieses Potenzial ist aufgrund veränderter gesellschaftlicher Lernprozesse zentral jedoch ich-fördernd. Um dieser notwendigen Ich-Bezogenheit zu begegnen, habe ich im letzten Abschnitt hervorgehoben, dass Wissen und Lernen dann besser erreicht werden kann, wenn Lernprozesse in die Subjekthaftigkeit der Individuen eingefädelt werden. Das bedeutet nicht, eine weitere Preisgabe von Gesellschaft zu betreiben oder die Zumutung von Fremdheit aufzugeben. Die Erzeugung von Gesellschaft und die Akzeptanz von Fremdheit über zunächst noch individuellere Lernsettings sollte das Ziel sein, damit sich die Jugendlichen nicht „abmelden“ bevor über-subjektive Fragestellungen virulent werden. „Motivation mit Perspektive“ könnte die Devise lauten.

Das ist bereits Bestandteil des (sozial-) pädagogischen Ansatzes vieler Projekte in der Jugendberufshilfe. Mit diesem „Pfund“ gilt es zu wuchern. Auch bezüglich der Darlegungen zur Resilienzforschung und den Konsequenzen, die aus dem Lebenslageansatz und den Kapitalien zu ziehen sind, befindet sich die Jugendberufshilfe auf der richtigen Seite, weil sie versucht, als Teil der sozialen Infrastruktur kompetenzfördernd zu arbeiten. Sicherlich lassen sich in diesen Feldern noch Verbesserungen erzielen.

Die „ganze Sache“ hat nur ein paar Haken. Obwohl die Jugendberufshilfe für viele Jugendliche einen perspektivischen Ansatz bietet, ist ihr Erfolg von Faktoren abhängig, die sie selbst nicht direkt beeinflussen kann. Das betrifft die Gestaltung der Sozial- und Bildungspolitik genau so wie die Arbeitsmarktlage mit ihrer in der Folge zunehmenden Verunsicherung von Menschen, also ihren desintegrativen Komponenten.

Auch sehe ich eindeutige Probleme in der alltäglichen Ausgestaltung der Arbeit in Projekten der Jugendberufshilfe. Wie sollen viele der MitarbeiterInnen motiviert sein, wenn ihre persönliche Perspektive der der Jugendlichen ähnelt. Sie gezwungen sind, ihre berufliche Karriere zu konstruieren, weil ihre Arbeitsmarktfähigkeit zwar gebraucht, jedoch ungern finanziert wird. Sie steckt damit in dem allgemeinen Dilemma Sozialer Arbeit: Sie wird funktional für das Gemeinwesen gebraucht, doch

intentional abgelehnt und in der Folge nicht hinreichend in ihrer methodischen Vielfalt gefördert.

In diesem Ensemble besteht für die Jugendhilfe die Gefahr, methodisch zwar im Sinne der ihnen anvertrauten jungen Menschen immer besser zu werden, doch damit zugleich die ungleichheitsproduzierenden Mechanismen des Erwerbsarbeitsmarktes auch in ihrem Segment zu verlängern. Je enger „Fördern“ für die Soziale Arbeit gesteckt wird, desto mehr (junge) Menschen fallen durch ein sozialpolitisch orientiertes „Fordern“ heraus.

Das Problem im Hintergrund ist, dass in der Politikarena Maßstäbe existieren, die den objektiven und subjektiven Teilen der Lebenslage von Jugendlichen bei weitem nicht hinreichend entsprechen. Egoistische Interpretationen mit eingeschränkter Realitätswahrnehmung mögen hier genau so wie Angst vor Veränderung die Basis sein. Dieses aber allein Politik und Wirtschaft anzulasten wäre zu einfach, denn ihr Handeln korrespondiert mit dem Bewusstsein weiter Teile der Bevölkerung. Hier gilt es verstärkt Aufklärungsarbeit zu leisten.

## Literatur

- Beck, Ulrich (1986):** Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (2001):** Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik, Hamburg
- Butterwegge, Christoph/Holm, Karin/Zander, Margherita u.a. (2003):** Armut und Kindheit. Ein regionaler, nationaler und internationaler Vergleich, Opladen
- FH Solothurn Nordwestschweiz (2004):** Die Arbeitsmarktfähigkeit von Unternehmen und Mitarbeitenden – Entwicklung eines Messinstruments, o.O.
- Finkeldey, Lutz (2002):** Jugend im Hexenkessel. Zwischen Anpassung und Ausgrenzung, Bochum
- Hock, Beate/Holz, Gerda/ Simmedinger, Renate/Wüstendörfer, Werner (2000):** Gute Kindheit – Schlechte Kindheit? Armut und Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt, Frankfurt
- Hurrelmann, Klaus (2004 – 7. vollständig überarb. Aufl.):** Lebensphase Jugend, Weinheim/München
- Mansel, Jürgen/Hurrelmann, Klaus (2003):** Jugendforschung und Sozialisationstheorie, in Mansel, Jürgen/Griese, Hartmut/Scherr, Albert: Theoriedefizite der Jugendforschung, Weinheim/München, S. 75-90
- Kupka, Peter (1998):** Lebenslang oder Übergang? Berufspläne junger Facharbeiter, in Diskurs 1/98: Strukturwandel der Arbeit – Orientierungswandel der Jugend, S. 18-27
- Raab, Erich (2003):** Wie (benachteiligte) Jugendliche ihre berufliche Zukunft sehen, in: Lappe, Lothar (Hg.): Fehlstart in den Beruf?, München, S. 13-19
- Schilling, Johannes (1997):** Soziale Arbeit – Entwicklungslinien der Sozialpädagogik/Sozialarbeit, Neuwied/Kriftel/Berlin
- Straus, Florian/Höfer, Renate (1998):** Erwerbsgesellschaft ade – Arbeitsidentität passé? Die veränderte Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Identität junger Erwachsener. In: Diskurs 1/98: Strukturwandel der Arbeit – Orientierungswandel der Jugend?, S. 10-17
- Wacker, Ali (1999):** Arbeitslosigkeit als verweigerter Tausch - sozialer Austausch bei ökonomischer Verarmung, in: Finkeldey, Lutz (Hg.): Tausch statt Kaufrausch, Bochum, S. 57-70
- Winkler, Michael (2005):** Vorbereitet auf Arbeit und Beruf? – Perspektiven der Kompetenzforschung, in: SOZIALEXTRA, Heft 5/2005, S. 12-19
- Wustmann, Corina (2005):** Die Blickrichtung der neuen Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen, in: Zeitschrift für Pädagogik, Heft 2/2005, S. 192-206
- Ziehe, Thomas (2000):** „Das hätte es früher nicht gegeben!“, in: Jugend & Gesellschaft, Heft 2/2000, S. 4-6